

Silke Fehleemann

„Leidgemeinschaft“ Kriegserfahrungen im Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit

„Müller: [...] Wir haben im Schützengraben gelegen. Halb verfault im Wasser, mit Toten und Ratten.

Frau Emma: Wir haben tatenlos zu Hause sitzen müssen und warten, immer nur warten, in Angst und Sorge um Euch.

Müller: Wir haben im Trommelfeuer gelegen, wir haben uns die Bajonette in den Bauch gerannt, jede Sekunde dem sichern Tod vor Augen.

Frau Emma: Wir haben um Brotmarken angestanden. Wir hatten kein Fett, kein Fleisch, keine Milch für die Kinder, aus einem Korn Getreide haben wir Brot gebacken für eine ganze Familie. Jeden Tag sind wir schwächer geworden, jeder Tag hat uns Kraft ausgesaugt. Der Tod hat sich in unsere Häuser eingeknistet. Wir sind an der Grippe zugrunde gegangen.“¹

Einführung

Der vorangehende Dialog stammt aus einem 1929 verfassten Theaterstück von Ilse Langner. Er zeigt, dass die „Größe des Opfers“ im Ersten Weltkrieg nicht nur zwischen verschiedenen politischen Milieus sondern auch zwischen Frauen und Männern verhandelt wurde. Die historische Forschung hat mit der Frage, ob der Erste Weltkrieg schon ein totaler Krieg war, nicht nur die „Front“ als Kriegsschauplatz, sondern auch die „Heimat“ als erweiterten Kriegsraum in den Blick genommen.² Dabei sind „Front“ und „Heimat“ nicht nur als Gegenwelten heraus-

¹ Ilse Langner, *Frau Emma kämpft im Hinterland. Chronik in drei Akten*, hg. von Kurt H. Staub, Neudruck Darmstadt 1979, S. 87.

² „Total war requires total history“: Roger Chickering, *Total War. The Use and Abuse of a Concept*, in: Manfred F. Boemeke u. a. (Hg.), *Anticipating Total War. The German and American*

gearbeitet worden, sondern es wurde auch gezeigt, dass es trotz unterschiedlicher Erfahrungen keine starre Trennung zwischen diesen beiden Kriegsräumen gegeben hat.³ Insbesondere die Feldpost fungierte als Brücke zwischen den Familien, stellte den Austausch zwischen Front und Heimat her.⁴ Diese Verbindung zwischen den beiden verschiedenen Räumen eines total werdenden Krieges markierte der Begriff „Heimatfront“, der auch in der zeitgenössischen Wahrnehmung schon das „Totale“ der Kriegserfahrung spiegelte.⁵

Angesichts dieser Diskussion wissen wir noch zu wenig über die spezifischen Kriegserfahrungen der Frauen an der „Heimatfront“.⁶ Der Begriff der „Kriegserfahrung“ scheint bis heute vorwiegend das Fronterlebnis darzustellen.⁷ Infolgedessen ist auch die Frage nach der Repräsentation von Frauen in der Kriegserinnerung und im Gedenken der Zwischenkriegszeit kaum bearbeitet.⁸ In der

Experiences 1871–1914, Cambridge 1999, S. 13–28, hier S. 27; Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997; Gerd Krumeich, *Kriegsfront – Heimatfront*, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, S. 12–19, hier S. 18 f.; Karin Hagemann: *Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, in: Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a. M. 2002, S. 13–52.

³ Michael Roper, *Maternal Relations: Moral Manliness and Emotional Survival in Letters Home During the First World War*, in: Stefan Dudink/Karen Hagemann, *Masculinities in Politics and War. Gendering Modern History*, Manchester 2004, S. 295–315, hier S. 296; Krumeich, *Kriegsfront–Heimatfront* (wie Anm. 2), S. 18 f.; Hagemann, *Heimat–Front* (wie Anm. 2), S. 20 f.; Belinda J. Davis, *Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I*, Berlin/Chapel Hill 2000, hier S. 76 f. Vgl. auch zu neueren Forschungen zu Krieg und Heimat: Christoph Nonn, *Oh what a Lovely War? German Common People and the First World War*, in: *German History* 18 (2000), S. 97–111.

⁴ Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997, hier S. 156 ff.

⁵ Hagemann, *Heimat–Front* (wie Anm. 2), S. 20 f.

⁶ Bisher grundlegend sind vor allem die Arbeiten von Ute Daniel, *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1989; Davis (wie Anm. 3); Birthe Kundrus, *Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg*, Göttingen 1995.

⁷ Vgl. etwa den Sammelband von Nikolaus Buschmann/Horst Carl, *Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn u. a. 2001.

⁸ Bis heute ist es so, dass – durchaus kritische – Militärgeschichtler konstatieren, der Krieg sei nun mal geprägt durch Waffen, Blut und Töten. „Gedichte der Heimatfront“ hätten demgegenüber als Quellen eine weit untergeordnete Bedeutung. So jedenfalls der Diskussionsbeitrag eines Podiumsteilnehmers auf der Diskussion über „Wozu eine Kulturgeschichte des Krieges“ März 2010, Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart. Dem Kennzeichen des modernen totaler werdenden Krieges, der Mobilisierung und Einbeziehung der Gesamtgesellschaft wird diese

deutschen Forschung lag der Schwerpunkt bislang sehr stark auf der Darstellung des öffentlichen Gefallenenkultes: Die bisherigen Ergebnisse zeigen, dass die Bestrebungen, das Gedenken an die Kriegstoten innerhalb der verschiedenen politischen Milieus symbolisch und politisch zu besetzen und für die Zukunft zu instrumentalisieren, gegen eine konsensuelle Form des Erinnerns wirkte.⁹ Diese Entwicklung wird inzwischen als ein wichtiger Faktor für den Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung gesehen.¹⁰ Wir wissen aber sehr wenig darüber, ob der „Krieg in den Köpfen“ der Frauen längerfristig anders wirkte.¹¹ Die Frage, ob und wie das Kriegs- und das Verlusterlebnis verstörte, „brutalisierte“ und/oder verhärtete Frauen zurückließ,¹² und wie die spezifische Erfahrung der Frauen an

Perspektive auch aus historiographischer Sicht kaum gerecht und führt den Männlichkeits- und Härtediskurs eigentlich nur weiter.

⁹ Als Auswahl zu einem umfassenden Forschungsfeld: Grundlegend: George L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the memory of the World Wars*. New York 1990; Michael Jeismann/Rolf Westheider, *Wofür stirbt der Bürger? Nationaler Totenkult und Staatsbürgertum in Deutschland und Frankreich seit der Französischen Revolution* in: Reinhardt Koselleck/Michael Jeismann, (Hg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994, S. 23–50; Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die Toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole*, Köln 1996; Gerd Krumeich/Jost Dülffer (Hg.), *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*, Essen 2002; René Schilling, „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945, Paderborn u. a. 2002; Christian Saehrendt, *Der Stellungskrieg der Denkmäler. Kriegerdenkmäler im Berlin der Zwischenkriegszeit 1919–1939*, Bonn 2004; Nicolas Beaupré, *Das Trauma des großen Krieges 1918–1932/33*, Darmstadt 2009; Wolfram Pyta, *Die Privilegierung des Frontkämpfers gegenüber dem Feldmarschall. Zur Politikmächtigkeit literarischer Imaginationen des Ersten Weltkrieges in Deutschland*, in: Ute Daniel u. a. (Hg.), *Politische Kultur und Medienwirklichkeiten in den 1920er Jahren*, München 2010, S. 147–180.

¹⁰ Vgl. die Beiträge in: Gerd Krumeich in Zusammenarbeit mit Anke Hoffstadt und Arndt Weinrich (Hg.), *Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg*, Essen 2010.

¹¹ Für die rechtskonservativen Frauenorganisationen ist inzwischen Vieles bekannt: Vor allem die Arbeiten von Andrea Süchting-Hänger, *Das „Gewissen der Nation“. Nationales Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen 1900 bis 1937*, Düsseldorf 2002; Raffael Scheck, *Mothers of the Nation. Right-Wing Women in Weimar Germany*, Oxford 2004 und – weniger auf die Wirkung des Krieges bezogen – Kirsten Heinsohn, *Konservative Parteien in Deutschland 1912–1933, Demokratisierung und Partizipation in geschlechterhistorischer Perspektive*, Düsseldorf 2010 widmen sich der Frage nach den konservativen und völkischen Frauenorganisationen.

¹² Vgl. dazu auch Belinda Davis, *Heimatfront. Ernährung, Politik und Frauenalltag im Ersten Weltkrieg*, in: Hagemann/Schüler-Springorum (wie Anm. 2), S. 128–149, hier S. 144 f. Zum Männlichkeitsdiskurs der Zwischenkriegszeit, vgl. zusammenfassend Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, hier S. 68 ff.

der „Heimatfront“ des Ersten Weltkriegs und in der „umkämpften Erinnerung“¹³ der Republik den Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung beeinflussten, ist noch nicht beantwortet. Bei diesem Thema steht die Forschung vor einem gewissen Dilemma: Einerseits sollten Frauen nicht nur als einheitliche Gruppe verstanden werden, sondern nach den Kategorien von Schicht, Milieu, politischer Zugehörigkeit, Ethnien, Alter usw. untersucht werden,¹⁴ andererseits machten „die Frauen“ im Krieg unabhängig von diesen Kategorien andere Erfahrungen¹⁵ als die Männer. Zudem wurden „die Frauen“ als semantischer Raum für Projektionen sowohl im Krieg als auch in der Zwischenkriegszeit genutzt.¹⁶

Im Folgenden werden Grundlinien der spezifischen Kriegs- und Zwischenkriegserfahrungen von Frauen nachgezeichnet, wobei nur einige zusammenhängende Schwerpunkte herausgegriffen werden; viele Aspekte, wie etwa die Heimkehrerproblematik oder die Erwerbsarbeit müssen hier unberücksichtigt bleiben. Wenn bei diesem Versuch mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet werden, so ist dies angesichts der noch unzureichenden Forschungslage erwünscht.¹⁷

Als Grundlage für die Darstellung werden weitgehend Texte von Schriftstellerinnen aus dem Ersten Weltkrieg verwendet. Während die Kriegsromane männlicher Autoren und die Literatur des soldatischen Nationalismus in der Forschung eingehende Berücksichtigung gefunden haben,¹⁸ sind die zahlreichen

¹³ Bernd Ulrich/Benjamin Ziemann: *Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Quellen und Dokumente*, Frankfurt a. M. 1997.

¹⁴ Ute Daniel, *Frauen*, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.), *Enzyklopädie des Ersten Weltkriegs*, Paderborn 22004, S. 116–134;

¹⁵ Zum Begriff der Erfahrung vgl. Nikolaus Buschmann/Aribert Reimann, *Die Konstruktion historischer Erfahrung. Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges*, in: Nikolaus Buschmann/Horst Carl, *Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn u. a. 2001, S. 261–271; Vgl. dagegen zum Erfahrungsbegriff in der Geschlechtergeschichte: Ute Daniel, *Erfahrung: alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte*, in: Maguerite Bos u. a. (Hg.), *Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002*, Zürich 2004, S. 59–69.

¹⁶ Ute Planert, *Kulturkritik und Geschlechterverhältnis. Zur Krise der Geschlechterordnung zwischen Jahrhundertwende und „Drittem Reich“*, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.), *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933*, München 2007, S. 191–214 und Birthe Kundrus, *Geschlechterkriege. Der Erste Weltkrieg und die Deutung der Geschlechterverhältnisse in der Weimarer Republik* in: Hagemann/Schüler-Springorum (wie Anm. 2), S. 171–187.

¹⁷ Die Verfasserin bearbeitet ab Okt. 2011 zu diesem Thema ein DFG-Projekt mit dem Titel: „Die Mutter des Soldaten: Öffentlicher Raum und individuelle Gefühle im 19. und 20. Jahrhundert“ an der Universität Düsseldorf.

¹⁸ Z. B. Bernd Hüppauf (Hg.), *Ansichten vom Krieg*; Jörg Friedrich Vollmer, *Imaginäre Schlachtfelder. Kriegsliteratur in der Weimarer Republik – Eine literatursoziologische Untersuchung*. Diss. Phil. Berlin 2003; Thomas F. Schneider (Hg.), *Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des ‚modernen‘ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film*, Bd. I: *Vor dem Ers-*

und facettenreichen Kriegsdeutungen der zeitgenössischen Autorinnen bislang nur in sehr geringem Umfang für die historische Forschung verwendet worden.¹⁹ Im Folgenden werden vorwiegend Texte berücksichtigt, die im zeitgenössischen Vergleich eine hohe Auflage hatten. Da jede erzählte Erfahrung eine Deutung beinhaltet, werden die Texte als Medien einer kollektiven Erfahrung analysiert.²⁰ Als fiktionale Texte werden sie sowohl als das Ergebnis einer gedeuteten Erfahrung als auch als Diskursproduzenten verstanden, womit die Publikationen zunächst unabhängig von der Höhe der Auflagenstärke Aufschluss über ihren zeitlichen und gesellschaftlichen Kontext geben können. Aber auch die Rezeption der Romane und die Größe ihrer Leserschaft sind zu berücksichtigen. Die verwendeten Publikationen sind während des Krieges oder kurz danach entstanden. Die Kriegsromane, die Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre auch von weiblichen Autorinnen verfasst wurden, um die allgemeine Nachfrage nach Erinnerungsliteratur zu bedienen, werden hier nicht untersucht.²¹ Die vorliegenden Texte sind dagegen unmittelbare Deutungen der Kriegsrealität. Stark vereinfacht lässt sich die Kriegsliteratur von Frauen in drei Gruppen unterteilen: (1.) bellizistische und kriegsaffirmative Literatur, (2.) Texte, die durch verhaltene Zustimmung und nationales Pflichtgefühl geprägt sind und (3.) eindeutig kriegs-

ten Weltkrieg. Der Erste Weltkrieg, Osnabrück 1999 (Krieg und Literatur 3/4 1997/1998); Ann P. Lindner, *Princes of the Trenches. Narrating the German Experience of the First World War*, Columbia 1996.; Kurt Möser, *Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur. Formen der Verarbeitung des Ersten Weltkriegs*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 49 (1986), S. 39–51.

¹⁹ Grundlegend bislang auch für den deutschsprachigen Raum: Catherine O'Brien: *Women's fictional responses to the First World War: a comparative study of selected texts by French and German writers*, New York 1997. Hans-Otto Binder hat einen breit angelegten Aufsatz zu dem Thema geschrieben, bei ihm werden allerdings unter Kriegsliteratur eher die Texte von Frauen verstanden, die sich mit der Kriegsfront beschäftigt haben, weniger mit der Heimatfront. Ergebnisse der Geschlechtergeschichte werden auch nicht ausreichend berücksichtigt. Hans-Otto Binder: *Zum Opfern bereit: Kriegsliteratur von Frauen*, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, S. 107–128; Vgl. zu Thea von Harbou: Andre Kagelmann, *Der Krieg und die Frau. Thea von Harbous Erzählwerk zum Ersten Weltkrieg*, Kassel 2009.

²⁰ Die Methode ist angelehnt an das Modell von Astrid Erll, *Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*, Trier 2003, v. a. S. 93 ff.

²¹ Z. B. Käthe Kestien, *Als die Männer im Graben lagen*, Frankfurt a. M. 1935; Kunigunde Freifrau von Richthofen, *Mein Kriegstagebuch. Die Erinnerungen der Mutter des roten Kampffliegers*, Berlin 1937; Suse von Hoerner-Heintze, *Die große Kameradin. Lebensroman der Frontschwester Anni Pinter*. 8. bis 10. Auflage Berlin 1940; Helene Mierisch, *Kamerad Schwester. 1914–1918*. 21.–27. Tsd., Leipzig, 1934; Meta Scheele, *Frauen im Krieg*, Gotha 1930.

kritische bzw. pazifistische Texte. Letztere waren nicht zahlreich und werden hier aus verschiedenen Gründen nicht berücksichtigt.²²

Quellenkritisch ist zu sagen, dass sich die Kriegsliteratur von Frauen – sogar die von Bestsellerautorinnen – nicht so gut verkaufte wie die zu anderen Themen.²³ Das hatte unterschiedliche Gründe: Die allgemeine Teuerung führte dazu, dass sich gerade in den letzten beiden Kriegsjahren Frauen kaum noch Bücher leisten konnten. Zum anderen ist zu vermuten, dass unter den erhöhten Belastungen der Kriegsgesellschaft Bücher über den Krieg nicht gerade zur Beruhigung der ohnehin aufgewühlt wartenden Angehörigen beitrugen. Dennoch gab es kommerziell sehr erfolgreiche Kriegsromane, wie etwa die Publikationen von Thea von Harbou.²⁴ Ebenso gab es „Neuentdeckungen“ wie etwa Eleonore Kalkowska, die erst durch ihren Gedichtband über den Krieg einem breiten Publikum bekannt wurde.²⁵ Auch Clara Viebig konnte mit ihrem Roman „Töchter der Hekuba“ an ihre Vorkriegserfolge anknüpfen. Ihr Fortsetzungsband „Das rote Meer“ war allerdings etwas weniger erfolgreich. Dennoch ist dieser Roman als einer der wenigen, die das Kriegsende aus weiblicher Sicht beschreiben, von erheblicher historischer Bedeutung.²⁶ Die verwendeten Quellen sind von Frauen aus bürgerlichen Kreisen oder aus dem niederen Adel²⁷ verfasst.

Von der „Opfergemeinschaft“ zur „Leidgemeinschaft“

Neuere Forschungen zeigen, dass die Augustbegeisterung gerade auf Seiten der älteren Frauen verhaltener war als in früheren Zeiten angenommen.²⁸ Diese verhaltene Zustimmung findet sich auch bei zahlreichen weiblichen Schriftstellerin-

²² Vertreterinnen dieser Richtung waren z. B. Berta Lask, Claire Goll bzw. Studer und Annette Kolb. Bei vielen pazifistischen Texten müssten Fragen der Emigration und der Zensur berücksichtigt werden. Das würde hier den Rahmen sprengen. Vgl. zu diesen Autorinnen: Angelika Döpfer-Henrich, „...es war eine trügerische Zwischenzeit.“ Schriftstellerinnen der Weimarer Republik und ihr Verhältnis zu den gesellschaftlich-politischen Umgestaltungen ihrer Zeit, Kassel 2004, hier S. 63–79.

²³ Binder (wie Anm. 19), S. 108 f.

²⁴ Thea von Harbou: Der Krieg und die Frauen. Novellen, Stuttgart/Berlin 21914.

²⁵ Eleonore Kalkowska, Der Rauch des Opfers. Ein Frauenbuch zum Kriege, Jena 1916.

²⁶ O'Brien (wie Anm. 19), S. 59 und 183; Clara Viebig, Töchter der Hekuba, Berlin 1917 und dies., Das rote Meer, Berlin 1920.

²⁷ Z. B. Helene von Mühlau; Thea von Harbou; Sophie Charlotte von Sell, Erika von Handel-Mazetti.

²⁸ Z. B. Jeffrey Verhey, The Spirit of 1914. Militarism, Myth and Mobilization in Germany, Cambridge u. a. 2000, hier S. 112; Roger Chickering, Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918, Paderborn u. a. 2009.

nen. Für viele war schon zu Beginn des Krieges deutlich, dass der Krieg länger dauern könnte und schmerzhaftes Opfer fordern würde.²⁹ Dennoch findet sich in fast allen untersuchten Texten nationales Pathos, auch bei den bürgerlichen Sozialdemokratinnen, wie z. B. Lily Braun.³⁰

Bei den bellizistischen Autorinnen zeigte sich die Kriegsbegeisterung jedoch ganz ausgeprägt. Vor allem Thea von Harbou, Helene Christaller, Auguste Supper und Leonore Nießen-Deiters sind Vertreterinnen dieser affirmativen und bellizistischen Literatinnen. Neben den üblichen Beschwörungen einer „Welt von Feinden“ und einer „Eisernen Zeit“,³¹ wird aber auch deutlich, dass diese Frauen Teilhabe an diesem „großen Ringen“ einforderten. Nicht als Kämpferinnen, sondern als *aktiv* Opfernde. Thea von Harbou konstruierte in ihren Novellen Situationen, in denen die Ehemänner, Geliebten und Söhne von den Frauen und Müttern „freigegeben“ werden, um ins Feld zu ziehen. In Harbous Perspektive war dies eine Entscheidung der Frauen.³² Hier wurde also eine Welt imaginiert, in der Männer immer freiwillig in den Krieg zogen, aber nur, wenn Mutter, Ehefrau oder auch Geliebte sie darin bestärkten. Nicht die duldende, sondern die aktiv sendende, in gewissem Sinne „moderne“ Frau stand hier im Mittelpunkt. Dass dieses aktive Opfer generationenübergreifend dargebracht werden sollte, das wird schon durch die äußere Form einer Novellensammlung deutlich. Diese symbolisierte den Inhalt. So konnte die Geliebte, die Mutter des Soldaten, die Mutter kleiner Kinder, die junge Ehefrau etc. in den einzelnen Novellen thematisiert werden, um schließlich in der Summe eine „Opfergemeinschaft“ zu demonstrieren.³³ Auch die

²⁹ Ein Beispiel ist das Gedicht „August 1914“ von Clara Prieb: „Wie ist die Welt so ganz verstört!/kein Singen, kein Lachen wird mehr gehört./Wozu ist denn der Wald noch grün?/Warum wohl all die Blumen blühen? – In unser liebes Vaterland/hat Gott der Herr die Not gesandt, Des großen Krieges harte Not,-/Davon ist alle Freude tot. [...] Ein einz’ger Wunsch nur lebt in Graun und Tod,/Daß sie uns Deutschland nicht verderben sollen,/Und unsre Liebe ringt aus tiefer Not/Sich stolz empor zu einem reinen Wollen.“ In: Clara Prieb, Frühling 1915. Gedichte aus den Tagen des großen Krieges, Stuttgart 21915, hier S. 5.

³⁰ Lily Braun, Die Frauen und der Krieg, Leipzig 1915.

³¹ Vor allem: Isolde Kurz, Schwert aus der Scheide, Gedichte, Heilbronn 1916 und Theodore von Rommel, Rosen am Gewehr! Gedichte, Braunschweig 31917. Vgl. dazu auch Marion Adams, Metaphern der affirmativen Kriegeslyrik, in: Hüppauf (wie Anm. 18), S. 221–228.

³² Thea von Harbou: Der Krieg und die Frauen. Novellen, Stuttgart/Berlin 21914, S. 171 ff.

³³ Als Beispiele: Auguste Supper, Vom jungen Krieg, Hagen i. W. 1915; Helene Christaller, Wir daheim, Hagen i. W. 1915; Helene Christaller u. a. (Hg.): Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit, Hagen i. W. 1917; Emmi Lewald, In jenen Jahren. Novellen, Berlin 1919. Auch die männlichen Autoren hielten sich an die Struktur des Novellensammelbandes, wenn sie für die „Heimatfront“ schrieben: Richard Rieß: Eine Soldatenmutter und andere, ernste und heitere Kriegserzählungen, Reutlingen 1916; Aurel von Jüchen, Frauenleben im Weltkriege. Leipzig 1915; Fritz Müller, Hinter der Front. Erzählungen, Hagen i. W. 1915.

Gedichtbände waren häufig in dieser Form strukturiert. In kommerzieller Hinsicht bedeuteten die zahlreichen Kriegssammelbände vor allem schnell lesbare Erzählungen bzw. Gedichte, die auch unter der erhöhten Arbeitsbelastung der Kriegsgesellschaft konsumiert werden konnten.

Die „Opfergemeinschaft“ der Frauen wurde nach den ersten Kriegsjahren und vor allem nach 1916, als die Schlacht um Verdun und das Hindenburg-Programm die Kriegsgesellschaft noch stärker belasteten und die Verlustzahlen noch einmal deutlich anstiegen, in eine „Leidgemeinschaft“ transformiert. Wie die Autorinnen zeigten, wurde die Trauer um die Toten des Krieges, das Warten auf Nachricht, der Hunger und vor allem das Krankwerden der Kinder keineswegs als individuelles Erleben, sondern durchaus als kollektives weibliches Schicksal empfunden. Kennzeichnend ist, dass die verbliebenen Männer, vor allem die Väter der Soldaten, in diesen Erzählungen nur als Randfiguren vorkamen.³⁴ Ein zentraler Topos dieser Texte ist die weibliche Gemeinschaft des Leides über Klassen-, aber auch über Altersgrenzen hinweg.³⁵ Dass kaum eine dagegen protestiert hat, als Männer und Söhne in den Krieg gingen, viele zu Beginn des Krieges sogar noch aktiv „gesendet“ haben, wird selten als Widerspruch zur Leiderfahrung gesehen,³⁶ ganz im Gegenteil: die Vorstellung eines gemeinsamen weiblichen Schicksals entlastete auch von Schuldgefühlen.

Ein besonders eindrückliches Beispiel für die Vorstellung einer weiblichen Leidgemeinschaft ist der Roman „Töchter der Hekuba“ von Clara Viebig.³⁷ Hier wurden die Variationen des Verlusts narrativ illustriert: Lili, Tochter aus höherem Hause, die mit einem italienischen Offizier verheiratet war und noch während des Ersten Weltkrieges nach Deutschland zurückkehrt (natürlich ohne ihren Ehemann). Frau Krüger aus dem kleinen Bürgertum, deren Sohn Gustav vermisst wird. Das junge Mädchen Margarethe, das einen Bräutigam an der Front imaginiert, um der „Leidgemeinschaft“ angehören zu können, bevor sie schließlich in der Nervenheilanstalt landet. Frau Bertholdi, eine Dame aus gesicherten finanzi-

³⁴ Eine Ausnahme: Emmi Lewald, Ein Besuch, in: dies., In jenen Jahren. Novellen, Berlin 1919, S. 81–121.

³⁵ Weitere Beispiele: Margarethe Korth, Für deutsche Frauen! Kriegsgedichte, Danzig 1915; S. 23,24 Das Gedicht „Die Einsamen“ zeichnet die gemeinsame Trauer der Frauen an der Heimatfront. Nur die Geliebten, die ohne „Status“ sind, dürfen nicht öffentlich Trauer zeigen. Vgl. auch Marie Sauer, Die da Sehnsucht tragen, Barmen 1915; Clara Heitefuß, Deutsche Frauen – deutsche Treue. Ein Wort zu Deutschlands Frauen, Elberfeld 1915; Thea von Harbou: Der Krieg und die Frauen. Novellen, Stuttgart/Berlin 1914; dies., Deutsche Frauen. Bilder stillen Heldentums, Leipzig 1914.

³⁶ Andeutungsweise z.B. bei Ina Seidel, Marschrhythmen, in: dies., Neben der Trommel her. Gedichte, Berlin 1915, S. 3: „Als der Krieg noch jung war,/haben wir gesungen,/Wer denn konnte wissen,/Was ich heute weiß.“

³⁷ Viebig, Töchter (wie Anm. 26).

ellen Verhältnissen, deren Söhne beide ins Feld ziehen und die schließlich nach einer schnellen Kriegstrauung mit ihrer Schwiegertochter zusammenwohnt: Die unverheiratete Mutter und Arbeiterin Gertrud, die hofft, dass der Vater des Kindes sie nach dem Kriegseinsatz doch noch ehelicht. Und die untreue „Kriegerfrau“ Minka Dombrowski aus einfachsten Verhältnissen, die es allein einfach nicht weiter aushält und sich mit anderen Männern tröstet, während ihr Ehemann im Feld steht.

All diese Schicksale sind in der Romanhandlung miteinander verbunden. Diese literarisch hergestellte Verbindung wird inhaltlich auch durch die Anteilnahme der Frauen untereinander getragen. Dennoch bleibt die Gemeinschaftserfahrung begrenzt. Den Frauen scheint die weibliche Unterstützung ungewohnt, eine gewisse Distanz bleibt bestehen, die gemeinsame Erfahrung wird schon gar nicht in politisches Handeln umgesetzt. Ganz stark wird in diesem Roman jedoch die Erfahrung eines tiefgehenden allgemeinen weiblichen Leidens durch den Krieg gezeichnet. Alle Protagonistinnen leiden zunächst psychisch, dann aber zunehmend auch physisch unter dem Krieg. Der seelische Schmerz wird als existentielle Bedrohung gesehen, so werden zwei Frauen, eine ganz junge und eine ganz alte Soldatenmutter über ihrer Sorge wahnsinnig.

Ähnlich wie beim Eingangszitat wird das Leid der Frauen mit dem der Männer verglichen und sogar höher bewertet: „Hedwig senkte den Kopf: wieviel besser es die Männer hatten. Sogar die an der Front, trotz aller Strapazen, trotz der Todesgefahr. Sie seufzte. Die Frauen hatten es schwerer. Da saßen sie nun alle – wohin sie blickte: Frauen, Frauen – ach Gott, sie hatte gar nicht gewußt, daß es so viele Frauen gab – und dachten nichts anderes, sprachen nichts anderes als: Krieg, Krieg. Und mußten doch den Tag hineinleben im Kleinkram ihres Daseins und sich heimlich verzehren bei Tag und bei Nacht in der Sorge um die draußen.“³⁸

Bei männlichen Autoren findet sich ebenfalls das Motiv der Frauengemeinschaft, hier werden aber vor allem Elemente der Burgfriedenspolitik betont. In der Erzählung „Industria“ von Aurel von Jüchen findet Frau Fabrikdirektor Wilhelmi über ihre soziale Kriegsarbeit und über die Sorge um ihren Sohn im Krieg Kontakt mit den Arbeiterfamilien und kann mit der neuen Erfahrung des Leides Verständnis für deren Bedürfnisse aufbringen.³⁹ Auch bei Viebig gibt es das Motiv der Harmonie zwischen den Klassen: „Frau von Voigt fühlte es: ihrer Seele war im Krieg das Mitleid gewachsen wie einem Vogel die Flügel, die nicht mehr gestutzt

³⁸ Viebig, Töchter (wie Anm. 26), S. 45.

³⁹ Dieser Aurel von Jüchen war nicht der bekannte Theologe, sondern dessen Vater: Jüchen (wie Anm. 33), S. 49–67.

werden; Stand und Erziehung hatten sie eingezwängt gehalten, jetzt flatterten ihre Gefühle freier.⁴⁰

Die „Leidgemeinschaft“ der Frauen wird über Alters- und Schichtgrenzen deutlich gemacht, nahm Topoi des Burgfriedens auf, ging aber noch darüber hinaus.⁴¹ Die Massenhaftigkeit der Trauer war eine entscheidende Erfahrung: „Da waren sie, ein ungezählter Chor klagender, trauernder, geschlagener Mütter. Sie rauften die Haare, sie schlugen die Brüste, ihr Wehgeheul stieg auf zum Himmel, gleich stark, gleich furchtbar wie zu Zeiten der Hekuba.“⁴² Trotzdem bleibt die Kritik am Krieg, die sich bei Viebig durchaus in einer sehr allgemeinen Form findet, sehr begrenzt. Protest wird als unangemessen gezeichnet, der Krieg ist unabwendbares Schicksal, das ertragen werden muss. Als der Protagonistin Hedwig Bertholdi die Nachricht überbracht wird, dass ihr jüngster Sohn gefallen ist, verliert diese vollständig die Fassung, hadert mit ihrem Schicksal, mit dem Krieg und mit Gott. Das war aber für Viebig kein angemessenes Verhalten. Frau Bertholdi lässt sich dann von ihrem Ehemann ermahnen, dass sie sich zusammennehmen muss. Kritik am Krieg schimmert durch, jedoch Pflichterfüllung als Soldatenmutter und als -ehfrau war die erstrebenswerte Norm.⁴³

Insgesamt wird deutlich, dass es während des Krieges und bis in die Zwischenkriegszeit hinein keinen generationellen „Gap“ zwischen den Frauen gegeben hat. Die altersübergreifende Erfahrung des Opfern, des Wartens und des Verlustes hat die generationelle Kluft überbrückt. Um es ganz deutlich zu machen: Der Sohn an der Front machte eine deutlich andere Erfahrung als der ältere Vater an der „Heimatfront“. Eine junge Frau machte im Krieg aber keine grundlegend andere Erfahrung als die ältere Soldatenmutter.

Verbunden mit der imaginierten „Leidgemeinschaft“ ist der Konflikt zwischen der nationalen und der emotionalen Bindung. Auch dies ist eine strukturelle Gemeinsamkeit der weiblichen Kriegsromane: Während die Soldaten mit dem Eindruck ins Feld zogen, ihre Familien zu beschützen, ließen die Frauen ihre Ehemänner, Brüder, Söhne und manchmal auch Töchter (als Lazarettswestern oder als Etappenhelferinnen) ziehen und schickten diese aus dem häuslichen Schutz hinaus, eine Tätigkeit, die ihrer Rollenvorgabe der mütterlichen Sorge eigentlich völlig entgegen stand. Es bestand also ein erhebliches Spannungsverhältnis zwischen den Zuschreibungen der mütterlichen Weiblichkeit und des Patriotismus.⁴⁴

⁴⁰ Viebig, Töchter (wie Anm. 26), S. 130.

⁴¹ Zur Beteiligung der Frauenorganisationen verschiedener politischer Richtungen am „Burgfrieden“, vgl. Süchting-Hänger (wie Anm. 11), S. 93 ff.

⁴² Viebig, Töchter (wie Anm. 26), S. 150.

⁴³ Viebig, Meer (wie Anm. 26), S. 37 ff.

⁴⁴ Vgl. zu dem grundlegenden Konflikt auch: Karin Hagemann, Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe „patriotischer“ Weiblichkeit zur Zeit der Freiheitskriege, in: Ute Frevert

Dieser Konflikt wurde vor allem im Ersten Weltkrieg überdeutlich, nicht nur aufgrund der hohen Zahl der Soldaten, sondern auch wegen der enormen Bedeutung der Mütterlichkeitsideologie. Das Bild der weichen, über die Maßen gefühlvollen Frau war im gesamten 19. Jahrhundert immer stärker verfestigt und die Rolle des Vaters neu verhandelt worden.⁴⁵ Gleichzeitig führte aber die allgemeine Wehrpflicht, die sich allmählich in Europa durchsetzte, dazu, dass tendenziell alle Familien ihre Söhne in den Kriegsdienst entlassen mussten.

Literarisch wird dieser Konflikt am Motiv der mit einem „feindlichen“ Ehemann verheirateten Frau verarbeitet. Die Offiziersgattin Lili – mit einem italienischen Offizier verheiratet – verließ ihren Mann, kehrte während des Krieges nach Deutschland zurück, sie schwankte aber weiterhin zwischen der Liebe zu ihrem Mann und ihrer nationalen Verbundenheit.⁴⁶ In der Erzählung „Die Deutsche“ von Helene Christaller wird dieser Konflikt noch radikaler beschrieben. Eine deutsche Frau, die in Frankreich als Witwe eines Franzosen lebte und mit diesem einen gemeinsamen Sohn hatte, kehrte nach Deutschland zurück als ihr Sohn auf Seiten der französischen Armee kämpfte.⁴⁷ In beiden Beispielen entschieden sich die Frauen dafür, die nationale über die persönliche Bindung zu stellen. Besonders bei der vergleichsweise kriegsskeptischen Clara Viebig, ist diese Haltung der sehr positiv gezeichneten Akteurin bemerkenswert. Für diese Haltung wurde sie im Fortsetzungsroman schließlich „belohnt“. Ihr italienischer Ehemann fiel, und sie „durfte“ am Ende einen deutschen Fliegerhelden heiraten, der zwar blind aber lebend aus dem Krieg zurückkehrte.⁴⁸

Sogar die eindeutig kriegsaffirmativen Autorinnen betonten, dass die Mütter ihre Söhne nicht ohne Klage ziehen lassen können. Die männlichen Angehörigen davon abzuhalten, freiwillig in den Krieg zu ziehen, war in der Perspektive der Autorinnen aber ebenso unmöglich.

(Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997, S. 174–200, hier S. 190.

⁴⁵ Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*, Frankfurt a. M. u. a. 1991; Doris Alder, *Die Wurzel der Polaritäten. Geschlechtertheorie zwischen Naturrecht und Natur der Frau*, Frankfurt a. M. u. a. 1992; Ann Taylor Allen, *Feminismus und Mütterlichkeit in Deutschland 1800–1914*, Weinheim 2000.

⁴⁶ Viebig, *Töchter*, S. 35 ff.

⁴⁷ Christaller, Helene, *Die Deutsche*, in: dies. u. a. (Hg.), *Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit*, Hagen 1917, S. 54–73. Diesen Konflikt artikulierte 1921 auch die Französin Jane Catulle-Mendès in *La prière sur l'enfant mort*: „Personne n'aime la France plus que moi. Mais on n'aime rien au-dessus de l'enfant.“ (Niemand liebt Frankreich mehr als ich. Aber man liebt nichts mehr als sein Kind) nach Stéphane Audoin-Rouzeau, *Cinq deuils de guerre 1914–1918*, Paris 2001, S. 240.

⁴⁸ Viebig, *Meer* (wie Anm. 26), S. 278.

Der Konflikt wurde noch deutlicher artikuliert bei Marie Wehner, einer glühenden Patriotin: wie in vielen ähnlichen Textstellen formulierte sie: „Wann wird der hohe Tag kommen, der uns den Frieden bringt? Das Mutterherz möchte ihn auf den Knien erleben. Das deutsche Herz aber bäumt sich dagegen und ruft: Noch nicht! Es soll kein Waffenstillstand sein.“⁴⁹ Nachdem sie schon zwei Söhne verloren hat, meldete sich ihr jüngster Sohn zum Kriegsdienst. Marie Wehner fragte sich: „Werde ich auch dazu die Kraft finden? Denn es braucht eine gewaltige Kraft, um den Stolz siegen zu lassen über den Schmerz. Nein, das wird mir nie gelingen. Keiner Mutter wird es gelingen.“⁵⁰ Dieser Konflikt bleibt also letztlich unlösbar: „In den Nächten hör’ ich Frauen, Frauen weinen,/Die kein Sieg auf Erden/Jemals trösten kann.//Krieg, Krieg, Krieg!/Wir wollen nur marschieren./Wollen weiter singen,/Lauter als das Herz.“⁵¹

Aber die Vorstellung einer „Leidgemeinschaft“ diene als Entlastung. Clara Prieß, eine weitgehend unbekannte Solinger Dichterin hatte einen Sohn im Krieg verloren und verarbeitete seinen Tod durch ihre Gedichte. Schon im Vorwort ihres Bandes kennzeichnete sie die Allgemeinheit ihres Leides: „Und keine Mutter weint nur um den Einen, es ist ein einzig wehes Mutterweinen.“ In ihrem Gedicht „Dem Vaterlande“ wird die gemeinsame weibliche Erfahrung des Verlustes ganz deutlich: „Es steigt ein Zug von Frauen zum Altare./Sie schreiten stumm und tragen wie Kleinodien/Der liebsten Menschen Herzen in den Händen,/Und schwere Tropfen fallen rot zur Erde.//Und jede legt das vielgeliebte Herz/Dort auf dem Altar als ein Opfer nieder/Und hüllt sich still in ihre dunkeln Schleier/Und wendet sich und macht der Schwester Platz.-//-- So endlos geht der Zug. Ich ziehe mit.“⁵²

Eleonore Kalkowska widmete ihren Gedichtband „Den bangenden und trauernden Frauen“. Väter und Brüder kommen als Trauernde hier wie auch in den anderen untersuchten Texten nicht vor. Auch hier wird deutlich, dass die Autorinnen die Verlusterfahrung für lebensbedrohlich halten, da viele den Schmerz nicht tragen könnten.⁵³ In ihren Klagen löste sich das trauernde Individuum in der Gemeinschaft auf, nur so konnte das Leid erträglich werden: „Keine ertrüge dies Leid allein./Dieses Grauen, diese Angst,/Dies mühselige Gefaßtsein,/da du doch so unsagbar um Einziges bangst,//Keine ertrüge dieses allein!/Aber überall, auf den Straßen und Gassen, in den Häusern und Kirchen, den Gärten und Plätzen,/wo die ruhlosen Füße dich immer hinhetzen,/Findest Du Augen, die dich rufen,

⁴⁹ Marie Wehner, Kriegstagebuch einer Mutter, Leipzig 1917, S. 118.

⁵⁰ Ebd., S. 119.

⁵¹ Ina Seidel, Marschrhythmen, in: Dies.(wie Anm. 36), S. 3–4.

⁵² Prieß (wie Anm. 29), S. 31.

⁵³ Fast all ihre Gedichte beschäftigen sich mit der unerträglichen Trauer, aber vor allem „Ihr junges Antlitz ist so vom Schmerz zerwühlt“ und „Sie bat um die Wahrheit“, vgl. Kalkowska (wie Anm. 25), S. 62–63.

dich fassen,/Sich an dich klammern und nimmer dich lassen,/Und so sinkst du hinein, wie ein Tropfen ins Meer,/Und es trägt dich die Welle, trägt hoch dich und weit/In eine bebende, warme Unendlichkeit./Schulter an Schulter, auch wie ein Heer,/Gehen wir Frauen, gehen ich-befreit,/Gehn ich-entblößt,/Gehn ich-erlöst,/Zusammen in einer Wolke von Leid – Als Einheit gehn wir durch unsre Zeit.“⁵⁴

Doch am Ende des Krieges – als sich die Revolution ankündigte – löste sich die „Leidgemeinschaft“ auf. Politische und schichtenbezogene Schranken wurden wieder eindeutiger. Gerade der Fortsetzungsroman von Clara Viebig „Das rote Meer“ macht deutlich, dass die bürgerliche Haltung der Autorin wieder dominierte. Die Beschreibung des „renitenten“ Verhaltens des Dienstmädchens Emilie, das durch ihren Freund, einen Fabrikarbeiter, „aufgewiegelt“ wurde, spiegelt dieses Zurückgehen in die eigene Welt bürgerlicher Perspektive; während in „Töchter der Hekuba“ in der Beschreibung der Arbeiterin Gertrud, die ein uneheliches Kind bekommt, noch eindeutige Solidarität im gemeinsamen weiblichen Schicksal überwogen hat.

Das Schweigen nach dem Krieg

Wie sehr die „umkämpfte Erinnerung“⁵⁵ an die Toten des Ersten Weltkriegs die politische Kultur der Weimarer Republik geprägt hat, ist in den letzten Jahren durch zahlreiche Arbeiten zur Gedenkkultur und zur Symbolpolitik deutlich geworden.⁵⁶ Dabei wurde das Unterliegen einer bürgerlich-republikanischen Erinnerungspolitik gegenüber dem antirepublikanischen und militaristischen Soldatengedenken auch im Vergleich mit anderen kriegsbeteiligten Nationen betont. Die Trauer um die Gefallenen des Krieges war und ist eine Schnittstelle zwischen privaten Gefühlen und öffentlicher Repräsentation; sie steht exemplarisch für die politische Inszenierung von Emotionen.⁵⁷

⁵⁴ Ebd., S. 26.

⁵⁵ Ulrich/Ziemann (wie Anm. 13). Vgl. auch Benjamin Ziemann, Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in den Milieukulturen der Weimarer Republik, in: Thomas F. Schneider (Hg.), Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des ‚modernen‘ Krieges in Literatur, Theater, Fotografie und Film, Bd. I, Osnabrück 1999, S. 249–270.

⁵⁶ Vgl. die in Anm. 9 genannte Literatur.

⁵⁷ Ute Frevert, Gefühlvolle Männlichkeiten. Eine historische Skizze, in: Manuel Borutta/Nina Verheyen (Hg.), Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne, S. 305–330; Martina Kessel, Gefühle und Geschichtswissenschaft, in: Rainer Schützeichel (Hg.), Emotionen und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze, Frankfurt a. M. 2006, S. 29–47.

In Weimar war der „Habitus des Kriegsmäßigen“⁵⁸ tief in den Erinnerungsdiskurs verwoben und diente dem Brückenschlag zwischen der (männlichen) Generation der Kriegsteilnehmer und den ganz jungen Männern.⁵⁹ Obwohl die trauernden Hinterbliebenen in der Mehrzahl Frauen waren, die mit dem Entstehen der Republik erstmals aktiv politisch mitbestimmen konnten, ist es dennoch erstaunlich, dass an den öffentlichen Gedenkfeiern Frauen kaum beteiligt waren. Während die „Frontkämpfergeneration“ bis heute im kollektiven Gedächtnis höchst präsent ist, kommen Frauen weder als „Kämpferinnen an der Heimatfront“ noch als aktiv Trauernde vor.⁶⁰ Diesen Verdrängungsprozess können wir aber erst deutlich sichtbar machen, wenn wir die zweite Nachkriegszeit des 20. Jahrhunderts und die Gedenkdiskurse in anderen kriegsbeteiligten Nationen zum Vergleich heranziehen.

Die Emotionsforschung hat deutlich gemacht, dass Gefühle diskursiv vorstrukturiert, kulturell überformt und in ihrer zeitlichen, gesellschaftlichen und (natur-)wissenschaftlichen Bedingtheit zu erfassen sind.⁶¹ Auch wenn der Tod eines Kindes für Eltern zu den dramatischen, existenziell bedrohlichen Erfahrungen gehört, sind diese Trauererfahrungen und Verlustgefühle sozial und kulturell gebunden. So wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Müttern im Gegensatz zu den Vätern eine emotionalere Bindung an ihre Söhne zugeschrieben.⁶² Dennoch wurde gerade für die weiblichen Hinterbliebenen „Stille Trauer“ gefordert.

Eleonore Kalkowska, stellte ihren Kriegsgedichten 1916 einen ganz eindeutigen Aufruf an die hinterbliebenen Frauen voran: „Fragt nicht: warum?“/Bleibt stumm,/Bleibt groß!“⁶³

⁵⁸ Gerd Krumeich, Die Präsenz des Krieges im Frieden, in: Gertrud Cegl-Kaufmann u. a. (Hg.): Krieg und Utopie. Kunst, Literatur und Politik im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg, Essen 2006, S. 23–31, hier S. 28.

⁵⁹ Vgl. in geschlechtergeschichtlicher Perspektive: Planert (wie Anm. 16).

⁶⁰ Vgl. dazu Richard Bessel, The ‚front generation‘ and the politics of Weimar Germany, in: Mark Roseman (Hg.), Generations in conflict, Youth revolt and generation formation in Germany 1770–1968, Cambridge 1995; S. 121–136, hier S. 129f. Zur Frage Geschlecht und Frontgeneration ebenfalls: Christina Benninghaus, Das Geschlecht der Generation. Zum Zusammenhang von Generationalität und Männlichkeit um 1930, In: Ulrike Jureit/Michael Wildt (Hg.), Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005, S. 127–158; vgl. auch den Sammelband von Jürgen Reulecke (Hg.), Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003; Jürgen Reulecke leitet ebenfalls ein DFG-Forschungsprojekt in Siegen, das sich mit dem Zusammenhang von Geschlecht und Generation im 20. Jahrhundert befasst.

⁶¹ Ute Frevert, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?, in: Geschichte und Gesellschaft 35 (2009), S. 183–208, hier, S. 205 ff., Vgl. auch allgemein zum Thema: Carol Acton, Grief in Wartime. Private Pain, Public Discourse, New York 2007.

⁶² Vgl. etwa Roper (wie Anm. 3), S. 298 ff.

⁶³ Kalkowska (wie Anm. 25), S. 4.

Diese Aufforderung zur Stille ist repräsentativ. Schweigen nachzuweisen, ist eine historiographische Herausforderung, jedoch war dieses Schweigen in der Zwischenkriegszeit auf vielen Ebenen berechtigt.

Die Trauernden haben selbst geschwiegen, sie sind aber auch öffentlich verschwiegen worden. Die „Leidgemeinschaft“ fand keine öffentliche Repräsentation. Die meisten der behandelten Autorinnen widmeten sich anderen Themen als denen der Bewältigung des Krieges.⁶⁴ Der enorme Erfolg des Romans „Das Wunschkind“ von Ina Seidel, mit einer Auflage von über einer Million einer der erfolgreichsten Romane der Weimarer Republik, der die Geschichte einer Ehefrau und Mutter während der Befreiungskriege beschreibt, zeigt aber, dass doch ein großes Bedürfnis nach Auseinandersetzung vorhanden war.⁶⁵ Diese war aber scheinbar nur über den Umweg eines historischen Romans möglich.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren mindestens 1,1 Millionen erwachsene Frauen Hinterbliebene (ohne die Schwestern und Verlobten der Gefallenen).⁶⁶ Die Frauen an der „Heimatfront“ waren während des Krieges entsprechend ihrer Bedeutung als stabilisierende Bevölkerungsgruppe sowohl in der Mobilisierungspropaganda als auch in der zeitgenössischen Literatur in vielfältigen Formen

⁶⁴ Thea von Harbou beispielweise, die als Drehbuchautorin von „Metropolis“ einen internationalen Ruf erlangt hat, verfasste nach dem Krieg vor allem Abenteuerromane.

⁶⁵ Es geht vor allem um eine Mutter, die im Krieg um ihren Sohn bangt. Vgl. Regina Dackweiler, Rezeptionsgeschichte von Ina Seidels Roman „Das Wunschkind“, in: Barbara Determann/Ulrike Hammer/Doron Kiesel (Hg.), Verdeckte Überlieferungen. Weiblichkeitsbilder zwischen Weimarer Republik, Nationalsozialismus und fünfziger Jahren, Frankfurt a. M. 1991, S. 83–104, hier S. 83.

⁶⁶ Die Zahl der trauernden Hinterbliebenen lässt sich für Deutschland allenfalls konservativ schätzen, da die Zahlen des Reichsarbeitsministeriums von 1924 nur die versorgungsberechtigten Hinterbliebenen erfassen. Im und nach dem Ersten Weltkrieg starben über zwei Millionen Soldaten, von denen ein gutes Drittel verheiratet war. Das heißt, wir müssen von mindestens 600.000 Kriegerwitwen ausgehen. Die allermeisten Soldaten (zwischen 90 und 95 %) starben im Alter zwischen 18 und 39 Jahren. Das war ein Alter, in dem sie durchaus noch lebende Eltern haben konnten, wobei man von einer hohen Alterssterblichkeit gegen Kriegsende ausgehen muss. Man kann aber auch hier bei einer vorsichtigen Schätzung von mindestens 500.000 Elternpaaren ausgehen, die ihren Sohn im Krieg verloren hatten. Wahrscheinlich waren es deutlich mehr. Dafür spricht auch, dass 1934, also zwölf Jahre nach Kriegsende, immerhin noch 373.950 Eltern das sogenannte „Ehrenkreuz für Kriegereltern“ beantragten, das von den Nationalsozialisten eingeführt wurde und an Mütter und Väter verliehen wurde, die ihren Sohn im Krieg verloren hatten. Die Zahl der antragstellenden Eltern überstieg sogar die Zahl der beantragenden Kriegerwitwen. Vgl. Karin Hausen, Die Sorge der Nation für ihre „Kriegsopfer“. Ein Bereich der Geschlechterpolitik während der Weimarer Republik, in: Jürgen Kocka/Hans-Jürgen Puhle/Klaus Tenfelde (Hg.), Von der Arbeiterbewegung zum Sozialstaat. Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag, München u. a. 1994, hier S. 724; Richard Bessel: Germany after the First World War, Oxford 1993, S. 9f. und Ralph Winkle: Der Dank des Vaterlandes. Eine Symbolgeschichte des Eisernen Kreuzes 1914 bis 1936, Essen 2007, S. 313.

angesprochen worden. Dagegen sind sowohl ihre Verlusterfahrungen als auch ihre „Kriegsleistung“ nach 1918 kaum öffentlich thematisiert worden, und trotz der enormen Zahlen der Hinterbliebenen wurden diese in erstaunlichem Maße marginalisiert. Die aktive politische Einflussnahme in den Kriegsgopferverbänden blieb – obwohl nun für die Frauen die Möglichkeit bestand, vereinsrechtlich und politisch gleichberechtigt tätig zu werden – tatsächlich eher gering. So wurden weibliche Hinterbliebenenorganisationen in die Kriegsgopferverbände inkorporiert. Die eigenständige Formulierung von Interessen blieb so blockiert; die Verbände repräsentierten weitaus stärker die Interessen der Kriegsinvaliden als die der Hinterbliebenen.⁶⁷

Auch im Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge waren sie nicht sichtbar aktiv, obwohl es weibliche Mitglieder gab. Sie waren weder in den Ortsgruppenleitungen noch im Vorstand des Volksbundes präsent. Die Verbandszeitschrift ignorierte sie ebenso: nicht ein einziger Artikel beschäftigte sich bis 1933 mit den weiblichen Hinterbliebenen.⁶⁸ Auch bei anderen Gedenkfeiern und Denkmalssetzungen – das muss allerdings noch durch lokale Studien überprüft werden – scheinen die Frauen in Deutschland kaum in symbolische und repräsentative Aufgaben mit eingebunden worden zu sein.⁶⁹ Die weiblichen Hinterbliebenen und hier insbesondere die Mütter blieben in der Öffentlichkeit unsichtbar, da die Erinnerung an die Toten sehr bald von verschiedenen politischen Milieus zu einem Frontsoldatenkult umgeformt und politisch besetzt wurde.⁷⁰ Die Veteranenverbände schlossen Frauen weitgehend aus, obwohl sich eigene weibliche Sektionen gründeten.⁷¹

⁶⁷ vgl. dazu ausführlich Hausen, (wie Anm. 66), S. 719–739. Demnächst zur Geschichte des ‚Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen‘ und anderer Kriegsgopferorganisationen, Nils Löffelbein, *Der Nationalsozialismus und die Invaliden des Ersten Weltkriegs*, phil. Diss., Düsseldorf 2011 (in Vorbereitung). Ich danke ihm auch für wertvolle Hinweise.

⁶⁸ Durchsicht der Zeitschrift „Kriegsgräberfürsorge“, Jg. 1920–1933.

⁶⁹ Ulrich/Ziemann (wie Anm. 13), S. 122; Frank Bösch konstatiert zwar, dass auch Frauen in die „wehrhafte Geselligkeit“ der Weimarer Republik eingebunden waren. Dass es überhaupt bürgerliche und konservative Frauenvereine gab, heisst aber nicht, dass Frauen an den militarisierten Erinnerungs- und Gedenkpraktiken tatsächlich beteiligt waren, vgl. Frank Bösch, *Militante Geselligkeit. Formierungsformen der bürgerlichen Vereinswelt zwischen Revolution und Nationalsozialismus*, in: Wolfgang Hardtwig, *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939*, Göttingen 2005, S. 151–182, hier S. 166 f.

⁷⁰ Carine Trevisan/Elise Julien: *Cemeteries*, in: Jay Winter/Jean-Louis Robert (Hg.): *Capital Cities at War*. Paris, London, Berlin 1914–1919. Bd. 2: *A Cultural History*. Cambridge u. a. 2007, S. 428–467, hier S. 448; Bessel (wie Anm. 60), S. 130.

⁷¹ Vgl. etwa zur Schwesterorganisation des Stahlhelms, den Bund Königin Luise, der in seinen erfolgreichsten Zeiten über 200.000 Mitglieder verfügte, Süchting-Hänger (wie Anm. 11), S. 166 ff.

Bei einem vergleichenden Blick zeigt sich, dass in anderen Staaten durchaus die „Kriegsleistung“ der Frauen und der Hinterbliebenen symbolisch anerkannt wurde. In Italien hieß das Pendant zum „Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge“ „Associazione Nazionale Madri e Vedove dei Caduti in Guerra“, also *Verband der Mütter und Witwen der Gefallenen*.⁷² Dort wurden ebenso wie in Kanada und in den USA an die Mütter, die einen oder mehrere Söhne im Krieg verloren hatten, Medaillen oder Ehrenzeichen verliehen. In den USA und in Kanada schlossen sich trauernde Mütter wie Veteranenverbände unter dem Namen des jeweiligen Ehrenzeichens zusammen: „Gold Star Mothers“ in den USA und „Silver Cross Mothers“ in Kanada.⁷³ In England wurden insbesondere die Mütter repräsentativ auf den öffentlichen Gedenkfeiern geehrt.⁷⁴

Während die weiblichen Hinterbliebenen in Deutschland aus dem öffentlichen Erinnerungsraum offenbar ausgeschlossen wurden, findet sich in den literarischen, bildlichen und figurativen Darstellungen der Trauer ein *Gender Bias* unter umgekehrten Vorzeichen: Obwohl beide, Vater und Mutter, vom Verlust betroffen waren, zeigt sich in diesem emotionalen Raum fast ausschließlich die Mutter als Trauernde.⁷⁵ Wir finden also die Mütter als leidende *mater dolorosa*-Figuren „versteinert“⁷⁶ auf den Kriegerdenkmälern, während sie als Akteurinnen aus dem öffentlichen Gefallenenkult mehr oder weniger verschwunden sind.⁷⁷ Einige Historiker gehen deshalb davon aus, dass die Trauer der weiblichen Hinterbliebenen, insbesondere der Mütter, durch die unzähligen Pietàs auf den Kriegerdenkmälern repräsentiert wurde.⁷⁸ Doch diese etwas universale These kann durch eine vergleichende Betrachtung der Denkmäler in verschiedenen Ländern differenziert werden. Denn es lassen sich doch erhebliche Unterschiede in den

⁷² Katja Gerhartz: *Le Madri della Patria. Bürgerliche Frauenbewegung, Nationalismus und Krieg in Italien (1900–1922)*. Phil. Diss. (Online-Publikation), Düsseldorf 2003, S. 222.

⁷³ Vgl. dazu allgemein John W. Graham: *The Gold Star Mother Pilgrimages of the 1930s. Overseas Grave Visitations by Mothers and Widows of fallen U. S. World War I Soldiers*, Jefferson 2005. Suzanne Evans, *Mothers of Heroes, Mothers of Martyrs. World War I and the Politics of Grief*, Montreal u. a. 2007, hier S. 107.

⁷⁴ Susan R. Grayzel: *Women's Identities at War. Gender, Motherhood, and Politics in Britain and France during the First World War*, Chapel Hill 1999, S. 230 f.

⁷⁵ Vgl. die Abbildungen bei Volker G. Probst, *Bilder vom Tode. Eine Studie zum deutschen Kriegerdenkmal in der Weimarer Republik am Beispiel des Pietà-Motives und seiner profanierten Varianten*, Hamburg 1986.

⁷⁶ Silke Wenk, *Versteinerte Weiblichkeit. Allegorien in der Skulptur der Moderne*, Köln 1996.

⁷⁷ Differenziert wird diese Umformung der Denkmäler und des Totenkultes in die Richtung eines „dumpfen Heroismus“ beschrieben bei: Sabine Behrenbeck; *Zwischen Trauer und Heroisierung. Vom Umgang mit Kriegstod und Niederlage nach 1918*, in: Jörg Duppler/Gerhard P. Groß (Hg.), *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, S. 315–339, hier S. 338.

⁷⁸ Ziemann, *Front* (wie Anm. 2), S. 459 f. und Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History*, Cambridge, 1995, S. 91.

ikonographischen Darstellungsformen der weiblichen Trauer zeigen. So zeigen sich auf vielen französischen Kriegerdenkmälern Frauen, die in ihren jeweiligen Lebenswelten „real“ und aktiv sind, die Kinder großziehen oder Wut zeigen.⁷⁹ Dagegen wird in Deutschland durch die gleichförmige stereotype Verwendung des Motivs der *Opfermutter* und der *mater dolorosa* Sprachlosigkeit auf den Denkmälern ausgedrückt.⁸⁰

Die soziale und politische Verdrängung der weiblichen Hinterbliebenen aus dem öffentlichen Raum hat in keinem anderen europäischen Land so umfassend stattgefunden wie in Deutschland.⁸¹ Die normative Vorgabe der „stillen Trauer“, die sich für die deutschen Frauen in der Zwischenkriegszeit besonders herausarbeiten lässt, markierte nicht nur diesen Rückzug der trauernden Hinterbliebenen aus dem öffentlichen Raum, sie unterdrückte auch die öffentliche Präsentation von Wut, Zorn oder Stolz. Die Gründe dafür sind vielfältig und sollen im Folgenden überblicksartig skizziert werden.

⁷⁹ Annette Becker, *Les monuments aux morts, mémoire de la Grande Guerre*, Paris 1988, S. 59 ff.; Annette Becker: *Der Kult der Erinnerung nach dem Großen Krieg. Kriegerdenkmäler in Frankreich*, in: Koselleck/Jeismann (wie Anm. 9), S. 315–324, hier S. 323. Beispiele finden sich auch in den Orten Saponey, Plogoff, Fouesnant und Plouhinec, vgl. dagegen die deutschen Beispiele bei Probst (wie Anm. 75), S. 335–460.

⁸⁰ Vgl. ebd. Vielbeachtete Ausnahme ist das Denkmal „Die trauernden Eltern“ von Käthe Kollwitz, das heute auf dem Soldatenfriedhof in Vladslo zu finden ist. Dazu Regina Schulte: *Käthe Kollwitz’ Opfer*, in: dies. (Hg.): *Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod*, Frankfurt a. M. u. a. 1995, S. 117–149. Vgl. auch zu den zeitgenössischen Künstlerinnen und ihren Darstellungen der Pietà: Claudia Siebrecht: *The „Mater Dolorosa“ on the Battlefield – Mourning Mothers in German Women’s Art of the First World War*, in: Heather Jones/Christian Schmidt-Supprian (Hg.): *Untold War: New Perspectives in First World War Studies*, Leiden u. a. 2008, S. 259–291; Kathrin Hoffmann-Curtius, *Sieg ohne Trauer – Trauer ohne Sieg. Totenklage auf Kriegerdenkmälern des Ersten Weltkrieges*, in: Gisela Ecker (Hg.), *Trauer tragen – Trauer zeigen. Inszenierungen der Geschlechter*, München 1999, S. 259–286.

⁸¹ Vgl. dazu ausführlicher Silke Fehleemann, „Stille Trauer“. *Deutsche Soldatenmütter in der Zwischenkriegszeit*, in: Thorsten Halling u. a. (Hg.), *Premature Death: Patterns of Identity and Meaning from a Historical Perspective*, zugleich: *Historical Social Research* 34 (2009) 4, S. 331–342.

Der „Krieg in den Köpfen“⁸²

Das Schweigen über die Kriegs- und Verlusterfahrung der Hinterbliebenen zeigte die Sprachlosigkeit gegenüber einer Trauer, die nicht sinnvoll gedeutet werden konnte. In diesem Zusammenhang hat Aleida Assmann auf den Unterschied zwischen Sieger- und Verlierergedächtnis hingewiesen.⁸³ Sie hat zudem zwischen einem viktimologischen und einem sakrifiziellen Opferbegriff differenziert. Der sakrifizielle Opferdiskurs war in den „Gewinnationen“ leichter umzusetzen als in einer Verlierernation. In der deutschen Gesellschaft der Weimarer Republik hat eine sakrifizielle Umdeutung des weiblichen Opfers keinen Konsens gefunden.

Als Gertrud Bäumer auf einer Reise nach Verdun, vorsichtig die Sinnhaftigkeit des ‚großen Sterbens‘ in Frage stellte, wurde ihr von rechtskonservativen Frauen direkt ihr „deutsch sein“ aberkannt, und die ledige Politikerin wurde in Leserbriefen aufgefordert, erst einmal ihrem Mann die Hosen zu flicken⁸⁴. Während im rechtskonservativen Lager die Auseinandersetzung mit der Sinnfrage völlig abgelehnt wurde, verhöhnte auch die pazifistische Linke den Artikel: „Da hat unsere Gertrud Bäumer, die Mutter des Schmutzgesetzes, Verdun besucht. Davon hat sie einen abstrusen und schlecht geschriebenen Bericht gegeben; soweit dieser Stil überhaupt zu verstehen war, wand und drehte sich die Patriotin, fand aber den Mord, der da eine Million Menschen um eine Stadt unter die Erde gebracht hat, nicht ganz und gar herrlich. [...] Kurz und gut: keine Hurratriotin, sondern schlimmer: eine, die unter gebildeten Redensarten Patriotismus predigt. Aber immer mit der tiefen Einsicht im Strickstrumpf.“⁸⁵

Wie weiter unten noch ausgeführt wird, gab es auch bei den Linken nur wenig Raum für die Trauer der weiblichen Hinterbliebenen. Die Sinnfrage war der „wunde Punkt“. Angesichts der militärischen Niederlage und der fragilen Situation der jungen Republik konnte der Sinn des Opfers nicht gefunden werden. Das galt für Frauen ebenso wie für die Männer, jedoch gab es für die Frauen keine Kompensationsmöglichkeiten einer – wenn auch sehr fragwürdigen „Politik der Ehre“ – durch öffentliches Gedenken. Dies war allein dem Soldatischen vorbehalten.

⁸² Zit. n. Henri Barbusse.

⁸³ Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006, S. 72 ff.

⁸⁴ Gertrud Bäumer, Mai über Verdun. In: *Die Frau* 34 (1927), S. 513–517; vgl. dazu: Raffael Scheck, *Wahrung des Burgfriedens. Die Wirkung des Ersten Weltkrieges auf die bürgerliche Frauenbewegung der Weimarer Republik*, in: Krumeich/Dülffer (wie Anm. 9), S. 215–228, hier S. 226 f.

⁸⁵ Ignaz Wrobel (Kurt Tucholsky), *Der Krieg und die deutsche Frau*, in: *Das andere Deutschland*, 30.07.1927.

Die Unsichtbarkeit der Frauen und Mütter im Weimarer Erinnerungsdiskurs korrespondierte aber auch eindeutig mit der Zuweisung von Verantwortung für den Kriegsverlauf. Verschiedene bekannte und weniger bekannte Argumente machen deutlich, dass die Schuldzuweisung für die Kriegsniederlage nicht nur entlang klassen- und milieuspezifischer Linien, sondern ebenso entlang der Geschlechtergrenzen verlief. Belinda Davis hat gezeigt, wie die katastrophale Lebensmittelversorgung zu Aufständen führte, die von der historischen Forschung lange Zeit als vorpolitisch, von den zeitgenössischen Behörden durchaus als politisch gefährlich wahrgenommen wurden.⁸⁶ Schon im Februar 1916 warnte der Berliner Polizeipräsident: „Fast durchweg sind es die Frauen und zwar aus geringeren und besseren Ständen ohne Unterschied, die ihrer Unzufriedenheit durch erbitertes Schelten Ausdruck geben. Die Männer sind ruhiger und zurückhaltender.“⁸⁷ So hatte die Dolchstoßlegende ebenfalls eine geschlechtsspezifische Variante. Gerade die sogenannten Jammerbriefe, die unübersehbar die Friedenssehnsucht vieler Frauen dokumentierten, wurden von Militärs und ebenso von konservativen Frauen als mangelnde Durchhaltekraft interpretiert und für den Zusammenbruch der Front verantwortlich gemacht.⁸⁸

Die Diffamierung der „Heimatfront“ durch die Dolchstoßlegende wirkte sich nicht nur auf die Arbeiterbewegung, auf die jüdische Bevölkerung, sondern auch auf die Frauen aus. So zeigt eine Variation des Dolchstoßnarrativs, wie eine Frau mit einem Medusenhaupt einen Frontsoldaten von hinten ersticht, die Frau hat deutlich karikative Züge einer vermeintlich jüdischen Physiognomie und in einer Variante befindet sich über der Frau die Skizze eines Davidsterns.⁸⁹

Wenn auch die Dolchstoßlegende in Bezug auf die Frauen nicht die gleiche Wirkmächtigkeit erreichen konnte, wie in Bezug auf die „Linken“, so war doch der Vorwurf, die Frauen an der Heimatfront hätten aufgrund der schlechten Versorgungslage nicht durchgehalten, weit verbreitet.⁹⁰ Diese Verschränkung von

⁸⁶ Davis, Home fires (wie Anm. 3).

⁸⁷ Wolfgang J. Mommsen, Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890–1918, Frankfurt a. M. 1995, hier S. 724.

⁸⁸ Vgl. Oberst Bauer, Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen, Tübingen 1921, S. 151–56; Paul von Hindenburg, Aus meinem Leben, Leipzig 1929, S. 403; Paula Mueller, Vertrauen. In: Evangelische Frauenzeitung 19 (1918/19), S. 10; Süchting-Hänger (wie Anm. 11), S. 234.

⁸⁹ Die Abbildungen befinden sich bei Boris Barth, Dolchstoßlegende, S. 298 und bei Benjamin Ziemann, Die Konstruktion des Kriegsveteranen und die Symbolik seiner Erinnerung 1890–1933, in: Dülffer/Krumeich (wie Anm. 9), S. 101–118, hier S. 113.

⁹⁰ Vgl. auch die Umdichtung des Deutschlandliedes durch den Bismarckverein 1919 „Deutsche Frauen, deutsche Treue, Deutscher Wein und deutscher Sang/Haben in der Welt verloren/Ihren alten guten Klang. Seit Du schmähdlich hast verraten, was den Vätern heilig war“, abgedruckt bei Boris Barth, Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen

klassen- und geschlechterpolitischen Vorwürfen findet sich ebenfalls bei Clara Viebig an der imaginierten Familie des Landsturmmannes illustriert: „Wenn sie wenigstens Milch genug hätten! Milch – verflucht! Die Frau schrieb reine Jamerbriefe: nichts im Leib, nichts auf dem Leib, die Kinder gingen ein, verloschen wie ausgeblasene Kerzen. Hatte der Krieg, der verdammte Krieg denn immer noch kein Ende? ‚Komm heim, Mann, sonst findest du uns alle nicht mehr!‘“⁹¹

Auch im Vergleich mit den anderen „Heimatfronten“ schienen die deutschen Frauen zu versagen: „Die schlechte Stimmung kommt aber in der Hauptsache davon her, daß die deutsche Frau zwar in der Arbeit nicht versagt, aber in ihrer Auffassung der Dinge. Der deutschen Frau fehlt jedes politische Denken der französischen Frau und der englischen Frau, das das Vaterland vor die individuellen Interessen stellt.“⁹²

Andrea Süchting-Hänger hat eine weitere kuriose Variante des Dolchstoßnarrativs gezeigt: Zahlreiche Vertreterinnen rechter Frauenverbände und Parteien gingen auch nach 1919 und besonders während der Ruhrbesetzung immer noch von einer Fortführung des Krieges aus. Zudem drehten diese in öffentlichen Reden den Dolchstoßvorwurf und behaupteten, wenn Frauen an der Macht gewesen wären, dann hätten diese weder in Versailles unterzeichnet, noch an der Front aufgegeben.⁹³

Im linken Pazifismus finden sich ebenso Formen einer umgekehrten Dolchstoßlegende. So haben Kurt Tucholsky, Ernst Toller, Ernst Friedrich und Andreas Latzko in öffentlichen Äußerungen die Frauen, insbesondere die Mütter, für das große Sterben verantwortlich gemacht.⁹⁴ Genauso wenig wie bei den Rechtskonservativen war also in diesem politischen Milieu eine Möglichkeit für eine verarbeitende Auseinandersetzung zu finden.

Insgesamt wird deutlich: Die vieldiskutierte „Krise der Geschlechterordnung“ und der Diskurs um die gleichberechtigte Stellung von Männern und Frauen in der Weimarer Republik war maßgeblich vom Ausgang des Krieges beeinflusst und in vielfältiger Weise mit Vorwürfen und Schuldgefühlen gemischt.⁹⁵ Die

Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914–1933; Düsseldorf, 2003, S. 295; vgl. auch Kundrus, *Geschlechterkriege* (wie Anm. 16), S. 177 und Daniel, *Arbeiterfrauen* (wie Anm. 6), S. 133.

⁹¹ Vgl. Ulrich (wie Anm. 4), S. 156–168.

⁹² Sebastian Schlittenbauer, *Zentrumsabgeordneter im Bayerischen Landtag in einem Brief vom 30.9.1918*, zit. nach Daniel, *Arbeiterfrauen* (wie Anm. 6), S. 238.

⁹³ Süchting-Hänger (wie Anm. 11), S. 235 und Scheck, *Burgfrieden* (wie Anm. 84), S. 224.

⁹⁴ Andreas Latzko, *Menschen im Krieg*. Zürich 1917, hier S. 29 f.; „Mütter, warum habt ihr das geduldet“, in: Ernst Friedrich, *Krieg dem Kriege* (1924), Neuauflage München 2004, hier S. 103 und S. 12; Tucholsky (wie Anm. 85); Ernst Toller, *Den Müttern* (1917), aus: *Vormorgen*, Potsdam 1924.

⁹⁵ Zusammenfassend Kundrus, *Geschlechterkriege* (wie Anm. 16).

dualistischen Geschlechterrollen waren durch den Krieg teils verfestigt, teils in Frage gestellt worden, aber nach dem Krieg mussten Verhandlungen um die Neuordnung unter diesen erschwerten Bedingungen geführt werden.⁹⁶ Das aktive und passive Wahlrecht der Frauen kam mit der Novemberrevolution für viele überraschend.⁹⁷ Wie stark einige Männer gerade nach den Kriegserfahrungen auf die politische Partizipation der Frauen reagierten, zeigt ein Zitat eines späteren NSDAP-Kreisleiters: „[Als] durch das Kriegserlebnis aus allen Wolken seiner bis dahin wohlbehüteten Vorstellungswelt gestürzter junger Mensch, glaubte ich, die Demokratie in Bausch und Bogen nur deshalb ablehnen zu müssen, weil ich mir einbildete, mich als ‚Mann und Frontsoldat‘ nicht von einem ‚alten Weiberrock‘ über die politische Zukunft Deutschlands belehren lassen zu können.“⁹⁸

Die langfristige Wirkung dieser Schuldzuweisungen war der erinnerungspolitische Kampf um das „Erbe der Front“ zwischen linken und rechten Milieukulturen aber auch zwischen männlichen und weiblichen Kriegsbeteiligten. Dieser war allerdings weniger ein Kampf als vielmehr eine lautlose langfristige Verdrängung. Auch diese Entwicklung wird deutlicher, wenn wir den Erinnerungsdiskurs nach dem Zweiten Weltkrieg betrachten. Hier ist das Bild der sogenannten Aufbaugeneration bis heute durch die Arbeit der „Trümmerfrauen“ symbolisiert. Die Frauen sind also in die Erinnerung eines Neubeginns verwoben. Elizabeth D. Heineman hat auf die problematische Konstruktion der „Trümmerfrau“ und ihre Bedeutung für den Neuanfang der deutschen Gesellschaft hingewiesen. Sie symbolisierte das ‚Säubern‘ von der Vergangenheit und den „tapferen“ Wiederaufbau.⁹⁹ Aber trotz dieser notwendigen kritischen Einschätzung wird doch im Vergleich zur Zwischenkriegszeit deutlich: Die Frauen waren symbolisch in den Erinnerungsdiskurs eingebunden und zwar eindeutig in einer generationellen

⁹⁶ Hagemann, *Heimat – Front* (wie Anm. 2); S. 31; Christa Hämmerle, *Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte*, in: Thomas Kühne/Benjamin Ziemann (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn 2000, S. 229–262, hier S. 255.

⁹⁷ Ute Planert hat allerdings auch gezeigt, dass die Konservativen schon in der Vorkriegszeit mit einer mittelfristigen Einführung des Frauenwahlrechts kalkuliert haben: Planert (wie Anm. 16), S. 197.

⁹⁸ zit nach Barbara Fait, *Die Kreisleiter der NSDAP nach 1945*, in: Martin Broszat u. a. (Hg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München 1990, S. 213–299, hier S. 264.

⁹⁹ Elizabeth D. Heinemann, *The Hour of the Woman: Memories of Germany’s „Crisis Years“ and West German National Identity*, in: *The American Historical Review* 101 (1996), S. 354–395; Ute Daniel, *Zweierlei Heimatfronten: Weibliche Kriegserfahrungen 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 im Kontrast*, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg. Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn u. a. 2002, S. 391–409.

Transmitterfunktion. In ihrer Person konnte das Alte mit dem Neuen eine Verbindung eingehen, sie bildete gleichsam eine Brücke zur Bundesrepublik.

Die Figur der „Trümmerfrau“ macht deutlich, wie umfassend der Ausschluss der Frauen aus dem Erinnerungsdiskurs in Weimar war. Während die Trümmerfrauen nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute als eine Generation wahrgenommen werden, die den Verlust und die Niederlage in einen Neubeginn transformieren konnten,¹⁰⁰ war die weibliche Identifikationsfigur der Weimarer Republik, die so genannte „Neue Frau“, vor allem in den Augen der Republikgegner die Inkarnation des Provokativen, die den Bruch mit der Geschlechterordnung des 19. Jahrhunderts nur allzu deutlich machte.¹⁰¹

So war die kollektive Praxis des öffentlichen Gedenkens während und nach dem Ersten Weltkrieg ein Rückzugsort soldatischer Männlichkeit und traditioneller Geschlechterrollen in einer Zeit, in der Geschlechterverhältnisse im Umbruch begriffen waren. Welche Bedeutung Kriegserfahrung und Verlust von Familienmitgliedern als generationsbildendes Element jenseits der Fronterfahrung für die weiblichen Hinterbliebenen hatte, ist bislang für den Ersten Weltkrieg noch kaum thematisiert worden. Die (Selbst-)Verdrängung der weiblichen Kriegserfahrungen aus den Erinnerungsdiskursen ist enorm und hat auf vielen Ebenen stattgefunden. Bei den Denkmälern, in der Literatur, im politischen Diskurs, in der sozialpolitischen Versorgung.

Dass diese Erinnerungslücke zum Ende der Weimarer Republik spürbar wurde, macht eine kleine Episode sichtbar. Der republiktreue Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen installierte in den beginnenden dreißiger Jahren eine Kampagne zu den Kriegereltern.¹⁰² Ohne eine heroische Politik der Ehre wurden Kriegereltern zu Ehejubiläen gemeinsam abgebildet, ein demokratischer und wie wir heute sagen würde, sogar geschlechtergerechter Versuch der Erinnerungspolitik. Doch zu diesem Zeitpunkt hatten führende Nationalsozialisten schon längst damit begonnen, die deutsche „Heldenmutter“ des Ersten Weltkriegs in einer mehrstufigen „Politik der Ehre“ neu zu inszenieren. Die symbolische Politik der Ehre, mit der die nationalsozialistische Propaganda die Soldatenmütter des Ersten Weltkriegs zunächst mit dem Kult um

¹⁰⁰ Vgl. als jüngstes prominentes Beispiel die Verfilmung der Lebensgeschichte der Mutter von Uwe-Karsten Heye unter dem Titel „Schicksalsjahre“ von 2011.

¹⁰¹ Planert (wie Anm. 16), hier S. 207 f.

¹⁰² Z. B. Reichsbund. Mitteilungen des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen 2, 16. Jg., 1933, Ehejubiläen unserer Kriegereltern, S. 34 (eingeführt wurde diese Maßnahme Anfang der 30er Jahre).

die SA-Toten¹⁰³ und schließlich mit dem NS-Mutterkult¹⁰⁴ verknüpfte, ist jedoch bislang nur in Ansätzen in den Blick genommen worden.

Ausblick

Am Beispiel der Frauen in der Kriegsgesellschaft konnte gezeigt werden, dass hier ein Verdrängungsprozess von der Forschung fortgeführt wurde, indem ein Begriff von Kriegserfahrung angewandt wurde, der die zeitgenössische Betonung des Fronterlebnisses aufgenommen hat. Das Kennzeichen des totaler werdenden Krieges, nämlich die Einbeziehung und Mobilisierung der Gesamtgesellschaft (auch von Seiten der Gegner durch die Hungerblockade) wird immer noch unzureichend reflektiert. Dafür spricht auch, dass die literarischen Quellen, die das Kriegserlebnis der „Heimatfront“ thematisieren, im Gegensatz zur soldatischen Erinnerungsliteratur bislang kaum für die historische Forschung berücksichtigt wurden.

In diesen Texten wird deutlich, dass die Frauen die Erfahrungen des (passiven) Wartens, der damit verbundenen Schlaflosigkeit, des Hungers und der Sorge um ihre Kinder als existentiell bedrohlich empfanden. Diese Kriegserfahrung war für „die Frauen“ bei allen individuellen und schichtenspezifischen Besonderheiten in vielerlei Hinsicht strukturell ähnlich. Auffallend ist auch, dass die Singularität des Fronterlebnisses in Frage gestellt wurde. Viele waren nach 1916 nicht sicher, ob die Situation an der „Heimatfront“ nicht ebenso belastend war wie die im unmittelbaren Krieg. Um die Bedrohungsgefühle und die Trauer ertragen zu können, imaginierten die Autorinnen eine weibliche „Leidgemeinschaft“, die in mancherlei Hinsicht dem Kameradschaftsideal der Front entsprach. Inwieweit die Vorstellung einer weiblichen „Leidgemeinschaft“ tatsächlich die Trauer erleichterte und auch auf Seiten der „Heimatfront“ Gemeinschaftserfahrungen positiv besetzte, inwieweit auch dies ein Einüben einer Volksgemeinschaftsidee war, muss weiteren Forschungen vorbehalten bleiben.

Politische Partizipation findet auf unterschiedlichen Ebenen statt. Das aktive und passive Wahlrecht ist ein zentrales Gut, aber daneben gibt es andere wich-

¹⁰³ Vgl. allgemein dazu: Jay W. Baird, *To Die For Germany. Heroes in the Nazi Pantheon*, Bloomington/Indianapolis 1990 und Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die Toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole*, Köln 1996; *Zum Mutterkult bei den SA-Toten*, vgl. auch Silke Fehlemann, „Heldenmütter“? Deutsche Soldatenmütter in der Zwischenkriegszeit, in: Krumeich, *Nationalsozialismus* (wie Anm. 10), S. 227–242, hier S. 235 ff.

¹⁰⁴ Saul Friedländer, *Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus*, München 1984; Irmgard Weyrather, *Muttertag und Mutterkruz. Der Kult um die „deutsche Mutter“ im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1993, S. 46 und S. 182–196.

tige Ebenen der Partizipation. Öffentliche Repräsentation ist eine davon. Der Gefallenenkult war eines der prägenden politischen und sozialpsychologischen Themen der Weimarer Republik. Die Transformation des öffentlichen Gedenkens der Weimarer Republik in einen Frontsoldatenkult führte dazu, dass weibliche Hinterbliebene als individuell trauernde und erinnernde Personen aus der öffentlichen Repräsentation ausgeschlossen waren.

Dass dies nicht einfach nur zufällig geschah, hatte zwei wesentliche Ursachen: Zum einen wurde die Heimtfront und damit auch „die Frauen“ (aller politischer Richtungen und sozialer Milieus) für die Kriegsniederlage oder für seine Opfer verantwortlich gemacht. Zum anderen konnte die Trauer der Hinterbliebenen nicht *sinnvoll* in die Gesellschaft der Weimarer Republik transformiert werden, keine politische Richtung war in der Lage, ihr eine demokratische Deutung zu geben. Die „Kriegsleistung“ der Frauen wurde nicht verhandelt, ganz im Gegenteil, es wurde eine „weibliche Dankesschuld“ im öffentlichen Diskurs vorausgesetzt.

Die Nationalsozialisten konnten von den beschriebenen Entwicklungen in mehrfacher Hinsicht profitieren: Die zunehmende Umformung des Totenkultes in einen Frontsoldatenkult war auch ein Ergebnis dieser Verdrängung. Die fehlende gesellschaftliche Repräsentation der großen Gruppe der weiblichen Hinterbliebenen schuf der nationalsozialistischen Bewegung eine Bühne, auf der den hinterbliebenen Frauen ein eindeutiges Sinnangebot gemacht werden konnte.¹⁰⁵

Wir wissen inzwischen, wie sehr die Nationalsozialisten vom Ersten Weltkrieg als „Lernort“ geprägt waren.¹⁰⁶ Die „Heimatfront“ des Zweiten Weltkriegs blieb trotz der immensen Belastung durch Bombenangriffe stabil.¹⁰⁷ Dafür waren verschiedene Faktoren verantwortlich, vor allem jedoch die Versorgungslage, sie blieb bis zum Kriegsende gut für die „verhätschelten Volksgenossen“ (Götz Aly). So wunderten sich die Besatzungsmächte noch 1945 über die gute gesundheitliche Verfassung der deutschen Bevölkerung.¹⁰⁸

¹⁰⁵ Als Beispiele für diesen sakrifziellen Opferdiskurs: Baldur von Schirach, in: Virtue A. Frey (Hg.), *Mütter und Männer. Ein Buch vom tapferen Herzen*, Stuttgart, Berlin 1940: „Wie sind die heißen Herzen wund!/Was flattern fühl die Fahnen!/Es zuckt um müder Mutter Mund/ Ein Ahnen.../Wir legen ihr das letzte Kind in ihres Hauses Halle/Und sagen: deine Söhne sind wir alle!“ Vgl. auch Elma Geyer, *Kriegermutter*. Gedicht für den Heldengedenktag, in: Monatshefte für Mecklenburg-Schwerin 14, 1938, S. 94: „Damit das neue Deutschland aufersteht/Mußten wir Mütter durch Leiden und durch das Sterben schreiten,/mußten in Tod und Verwehen unsere Söhne gehen“.

¹⁰⁶ Vgl. allgemein Krumeich, *Nationalsozialismus* (wie Anm. 10).

¹⁰⁷ Allgemein zum Vergleich der beiden ‚Heimatfronten‘, vgl. Daniel, *Heimatfronten* (wie Anm. 99).

¹⁰⁸ Dagmar Ellerbrock, „Healing Democracy“ – Demokratie als Heilmittel. Gesundheit, Krankheit und Politik in der amerikanischen Besatzungszone 1945–1949, Bonn 2004, hier S. 65.

Ebenso ist die Übernahme der Erziehung der zukünftigen Soldatengeneration in die Hitlerjugend und in den Arbeitsdienst zu nennen. Die Erziehung der Jugendlichen innerhalb der Familie war trotz aller gegenteiliger Propaganda nicht erwünscht. Ein Motiv für diese Entwicklung darf wohl im beständigen Zwischenkriegsvorwurf gesehen werden, im Ersten Weltkrieg habe sich gezeigt, dass die deutschen Mütter ihre Söhne nicht „hart“ genug gemacht hätten.¹⁰⁹

So sah die Realpolitik aus. Auf der symbolpolitischen Ebene dagegen wurde die „Heldenmutter“ des Ersten Weltkriegs nach 1933 plötzlich wieder öffentlich geehrt.¹¹⁰ Das Ehrenkreuz für Kriegereltern wurde 1934 eingeführt.¹¹¹ Bei der großen Ausstellung „Frau und Volk“, die 1935 in Düsseldorf eröffnet wurde, war eine Ehrenhalle für die Mütter der Gefallenen im Ersten Weltkrieg vorangestellt worden, durch die die Besucher gehen mussten, um in die Schau zu gelangen.¹¹² Welche Wirkung diese plötzliche „ehrenvolle“ Anerkennung der „Kriegsleistungen“ auf die Frauen gehabt hat, darüber wissen wir noch zu wenig. Die geschlechterpolitische Fragmentierung der öffentlichen Erinnerung war aber wohl für die Instabilität der Weimarer Republik genauso bedeutsam wie die Zersplitterung des Gefallenenkultes in politische Milieus.

¹⁰⁹ Daniel, *Heimatfronten* (wie Anm. 99), S. 403.

¹¹⁰ Fehleemann, „Heldenmütter“? (wie Anm. 103), S. 235 ff.; Vgl. allgemein zur Symbolpolitik: Dirk von Laak, *Symbolische Politik in Praxis und Kritik. Neue Perspektiven auf die Weimarer Republik*, in: Ute Daniel u. a. (Hg.), *Politische Kultur und Medienwirklichkeiten*, München 2010, S. 25–46.

¹¹¹ Winkle (wie Anm. 66), S. 310, 313.

¹¹² *Frau und Volk*. *Düsseldorfer Stadt-Nachrichten*, Mai 11, 1935, Beilage; vgl. auch Erwin Zindler, *Das Reich und die Mutter*, Frankfurt 1934.